

Zwi Nigal

„Glück musste man haben“

Vom Leben, Überleben und Weiterleben
nach der Shoah

Herausgegeben von Laila Scharfenberg

HENTRICH
& HENTRICH

Inhalt

Ein paar Worte vorab ... – 9

1 Spurensuche als Schulaufgabe – 11
Eine Einführung

2 Der Truthahn von Rodaun – 13
Früheste Erinnerungen und Kindheit im Wien der 1920er Jahre

3 Von Andrychau nach Wien – 23
Meine Mutter

4 Als die Lokomotivführer noch Zylinder trugen – 31
Eine alte Eisenbahnerfamilie aus Mähren

5 Non scholae sed vitae discimus – 42
Mittelschuljahre

6 Über Nacht war alles anders – 50
Der „Anschluss“

7 Glück musste man haben – 58
Mein Leben unter den Nazis

8 Aufbruch in ein neues Leben – 78
Von Wien nach Kfar Vitkin

9 Wien - Theresienstadt - Auschwitz – 87
Das Schicksal meines Vaters

10 Wo nur die Hoffnung trägt – 91
Flüchtlingsschiffe zwischen Wien und Haifa

11 Zyklone und Malaria – 100
Interniert auf Mauritius

12 Feldarbeit verrichtet man gebückt! – 112
Bei Familie Margolin in Kfar Vitkin

13 Im Dienst von „His Majesty's Forces“ – 125
Als Freiwilliger in der britischen Armee

14 Wüstenwochen in der Cyrenaika – 139
In Nordafrika

15 Aus den Dünen in den Schnee – 148
Vorbereitung auf den Dienst an der Front

16 Auf in den Kampf! – 155
Endlich an der Front

17 Diener zweier Herren – 164
Erschütternde Begegnungen

18 Versetzt – 175
Die Jüdische Brigade in Belgien und Holland

19 Wiedersehen nach sieben Jahren – 185
Heimaturlaub

20 Spurensuche – 196
Zurück in Wien

21 Die letzten Monate in der Jüdischen Brigade – 214
Fahrt nach Bergen-Belsen und Demobilisierung

22 Ich sage Kaddisch – 221
Jeder Name ist ein Erinnern

23 Der Telegrafist – 225
Zwischen zwei Kriegen - endlich ein normales Leben?

24 Fahnenflucht – 243
Beginn des Unabhängigkeitskriegs

25 Wir haben unseren Staat – 251
Der Krieg geht weiter

26 Die Tintenfahne in Eilat – 261
Das Ende des Unabhängigkeitskriegs

27 Entscheidungen und ein neuer Name – 274
Berufssoldat

28 Ein Jahr in Montargis – 287
École d'Application des Transmissions

29 Zwischen Suezkanal und Syrien – 301

Studium und zwei weitere Kriege

30 New York – 325

Im Dienst der israelischen Militärmission

31 Der Gebetsschal in der Synagoge – 332

Jom Kippur 1973

32 Von Tel Aviv in die ganze Welt und nach Bonn – 348

Zivilkarriere in der Industrie bei Tadiran

33 Nach einem langen Leben – 362

Abschied von meiner Mutter

34 Als Reiseleiter unterwegs – 368

Ruhestand und noch ein Neubeginn

35 Mein Sieg über Hitler – 377

Erzählen gegen das Vergessen

36 Die Zeitzeugen des Zeitzeugen Zwi Nigal – 387

Nachgedanken und Danksagung der Herausgeberin

37 Anmerkungen – 391

Für Theodor Otto und Jeanette Engel

EIN PAAR WORTE VORAB ...

Dieses Buch hat eine lange Geschichte. Sie nimmt im Mai 1998 ihren Anfang, kurz nachdem ich Zwi Nigal als Reiseleiter in Israel kennengelernt hatte und unsere Freundschaft begann. Er beeindruckte mich sofort durch sein enormes Wissen, das nicht nur die Geschichte Israels, sondern die gesamte Weltgeschichte, Botanik, Zoologie, alle großen Religionen, Literatur, Kunst, Technik, alte Sprachen, Geologie, Geografie und so viel mehr umfasste und mich in unseren Gesprächen seine Neugier und unvoreingenommene Offenheit für alles Neue spüren ließ. Mich beeindruckten auch seine Lebensgeschichte und sein großes Herz, seine Empathie, seine Seele voller Menschlichkeit. Er war das, was die jiddische Sprache mit einem einzigen Wort ausdrückt: Zwi war ein „מענטש“, „Mentsch“. Seine Familie musste so viel Leid erfahren, er hatte durch die Nazis nicht nur einen Teil seiner Kindheit verloren, sondern sein Leben hatte plötzlich auch einen vollkommen anderen Verlauf nehmen müssen, ihm schon in sehr jungen Jahren schwere Verantwortung aufgebürdet, die er sofort erkannte und selbstverständlich annahm, und er musste Zeiten von endlosen Terrorangriffen und von sieben Kriegen durchleben – doch in ihm war kein Raum für Hass oder negative Gefühle. Er habe so viel Glück gehabt in seinem Leben, sagte er mir leise. Und viele Jahre später, als ich ihn als Zeitzeugen an Schulen in Freiburg und Umgebung einladen durfte, zog sich der Satz „Glück musste man haben“ wie ein roter Faden durch sein Erzählen vor den vielen Schulklassen. Er beeindruckte die jungen Menschen durch seinen Humor und das Augenzwinkern während seines Vortrags genauso wie durch den Inhalt. Zwi holte die Zeit, welche schon die Großeltern und Eltern der Schülerinnen und Schüler nicht mehr erlebt hatten und die ihnen deshalb schon so lange vergangen schien, dass sie selbst nun wirklich nichts mehr damit zu tun haben wollten, mit seiner Präsenz, seiner Person, seiner Geschichte für alle fühlbar nah in ihre Gegenwart.

Weil es mir auch gleich so erging, als er mir von sich erzählte, hatte ich schon sehr bald versucht, ihn zum Aufschreiben dieses Lebens zu bewegen. Ich musste sehr hartnäckig sein und sehr geduldig. Erst nach fast vier Jahren willigte er ein, unter der Bedingung, dass ich ihm helfe und ihn unterstütze. Unser gemeinsames Projekt begann 2002, Zwi war damals 79 Jahre alt.

Jetzt, im Winter 2024/25, 18 Monate nach seinem Tod, beende ich diese Arbeit. Wir waren beide viel beschäftigt, konnten nur sehr selten nebeneinandersitzend daran arbeiten, meist lagen über 4000 Kilometer zwischen uns, und wir konnten uns nur über Emails beraten und dann die fertigen Abschnitte hin- und herschicken. Viele Pausen unterbrachen das Schreiben von Zwi, denn er übersetzte noch lange Zeit Texte für verschiedene Firmen und Institutionen, oft unter Termindruck, und er war immer für andere da, half seinen Kindern, Schwieger-

töchtern, dann den Enkeln beim Studium mit Korrekturlesen von deren Arbeiten, organisierte Ausflüge für die Familie oder Freunde, arbeitete bis ins hohe Alter als Freiwilliger in allen möglichen Komitees und Ausschüssen, zuletzt auch in der Mitverwaltung des Hauses für betreutes Wohnen, in das er 2014 mit seiner Frau gezogen war. Das Buch schrieb er nebenbei in seiner Freizeit, oft nachts. Als das Alter ihn dann langsamer werden ließ und das nächtliche Arbeiten mühsamer wurde, ging das Schreiben kaum noch voran. Doch da hatte er schon alle Abschnitte verfasst, es fehlte aber das gemeinsame sprachliche und inhaltliche Überarbeiten der letzten sechs Kapitel, die also noch lange nicht abgeschlossen waren. Das war der Stand, als Zwi Ende Juli 2023 für mich unerwartet starb – drei Monate nach seinem 100. Geburtstag, den er in guter körperlicher und geistiger Verfassung und noch voller Pläne für die Zukunft feiern konnte.

Das Buch ist seine Erzählung und ist in seiner Sprache geschrieben. Beim Lesen kann ich ihn erzählen hören. Auch die Sprache ist ein Zeugnis seiner Zeit – und seiner Person.

Auf den Titel konnten wir uns nie einigen, obwohl wir uns schon früh darüber Gedanken machten. Meinen Vorschlag „Glück musste man haben“ lehnte er ab und sah mich dabei mit traurigen Augen an. „Wie kann ich mein Leben so überschreiben, da doch mein Vater so grausam umgekommen ist?“ Ja, sein Vater war ihm sehr wichtig – ich weiß, dass er ihm nicht nur als kleiner Junge, sondern sein Leben lang ein großes Vorbild war. Dennoch wähle ich jetzt diesen Titel, denn das Glück ist der rote Faden, den er auch immer bei den Zeitzeugenvorträgen hervorhob und der durch sein Leben führt, bis hin zu seinem Tod, der ihm die Gnade gewährte, die schrecklichen Ereignisse vom 7. Oktober 2023 nicht miterleben zu müssen. Diese hätten ihm das Herz gebrochen. Er wird mich verstehen, auch wenn mich seine Augen deswegen immer traurig ansehen werden.

Dieses Buch ist seinen Eltern Theodor Otto und Jeanette Engel gewidmet.

Laila Scharfenberg, Dezember 2025

1 SPURENSUCHE ALS SCHULAUFGABE

Eine Einführung

Es war im Frühjahr 1996, als mich Gal, unser ältester Enkel, anrief: „Saba¹, ich muss dich und die Sabta interviewen.“ Ich war überrascht und er erklärte mir, dass er für die Schule eine ziemlich umfangreiche Hausarbeit mit der Überschrift „Spurensuche“ schreiben musste, deren Ziel es war, die eigene Familiengeschichte so weit möglich zurückzuverfolgen und dadurch kennenzulernen. Gal war damals gerade dreizehn Jahre alt geworden und besuchte die 6. Klasse. Für diese Spurensuche sollten vor allem Eltern und Großeltern ausführlich befragt werden, aber auch Onkel und Tanten, ja im Glücksfall auch Urgroßeltern. In meiner Familie war ich schon damals im Alter von 73 Jahren der älteste noch lebende Verwandte und traf mich zwei oder drei Mal für jeweils ungefähr eine Stunde mit meinem Enkel, erzählte ihm, was ich von meiner Verwandtschaft wusste, und auch über meine Kindheit und mein bisheriges Leben. Die Neugier, mit der er das Erzählte aufnahm, und die Ernsthaftigkeit, mit der er mir seine vielen Fragen stellte, überraschten mich. Von meinen beiden Söhnen wurde ich solche Dinge niemals gefragt und, um ehrlich zu sein, hatte ich auch nie selbst Interesse oder Lust, ihnen solche Familiengeschichten zu erzählen. Auch meine Mutter, die sogar Urgroßmutter wurde, hatte niemals über sich, ihre Familie, ihr Leben erzählt. Dieses Thema gab es einfach nicht. Viele meiner Freunde erlebten damals ebenfalls solche von der Schule initiierten Interviews und waren wie ich erstaunt über das Interesse an alten Geschichten, von denen davor nie jemand wissen wollte und nach denen auch in ihren Familien noch nicht gefragt worden war. Mit der Zeit wiederholten sich ähnliche Interviews mit allen meinen Enkelkindern.

Als ich zwei Jahre später die Reiseleiterin Dr. Laila Scharfenberg kennenlernte und wir schnell sehr gute Freunde wurden, bat sie mich schon im ersten Jahr, meine Familiengeschichte systematisch aufzuschreiben, behauptete, dass mein Leben interessant sei und genug Stoff für ein ganzes Buch enthalte. Das Wichtigste sei aber, dass solche Geschichten gesammelt und erfasst werden müssen, weil sie als ein persönliches Zeugnis den normalen Alltag in einer bewegten und dann auch sehr schrecklichen Zeit dokumentieren. Ich lachte sie aus, denn in zweierlei Hinsicht hege ich bis heute Zweifel daran. Erstens, ob das Thema wirklich wichtig genug ist, und zweitens, ob ich überhaupt geeignet bin, interessant zu erzählen oder gar aufzuschreiben. Schließlich bin ich kein Schriftsteller, habe bisher nur Briefe geschrieben oder berufliche Berichte und habe deshalb für meine Familien- und Lebensgeschichte nur die schlichte, ungeübte Alltagssprache zu bieten, die dazu noch seit über siebzig Jahren die hebräische Sprache ist. Deutsch spreche ich seither nur noch ausnahmsweise und meist in beruflichem Zusammenhang.

Was Letzteres betrifft, werden das die Leser entscheiden müssen. Was den Erzählwert und die Wichtigkeit meiner Lebensgeschichte betrifft, hege ich weiterhin Zweifel, obwohl der historische Zeitraum, in den mein Leben fällt, sicher interessant und vielfältig ist. Die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen im jüdischen Wien, der „Anschluss“ Österreichs 1938 und die Nazi Herrschaft in Europa, die Flucht ins britische Mandatsgebiet Palästina², der Zweite Weltkrieg aus den Augen eines Soldaten der britischen Armee, das neue Leben der Holocaust-Überlebenden in den letzten Jahren des britischen Mandatsgebiets Palästina, dann die Gründung Israels, der Unabhängigkeitskrieg³ und die vielen Mühen und unterschiedlichen Aspekte beim Aufbau eines ganz neuen Staates, die folgenden Kriege zur Verteidigung des jungen Israel aus dem Blick eines Berufssoldaten der israelischen Armee und schließlich die weitere wirtschaftliche Entwicklung von Israel am Beispiel der elektronischen Industrie des Landes, als diese aus ihren bescheidenen Anfängen heraus doch beachtliche Erfolge erzielen konnte.

Doch gebe ich zu bedenken, dass annähernd fünftausend jüdische Jungen und Mädchen meiner Altersklasse bis Ausbruch des Krieges im September 1939 unter ähnlichen Umständen wie ich von Mitteleuropa in das britische Mandatsgebiet kamen. Die Mehrzahl unter ihnen hatte dann einen Lebenslauf, der meinem gleicht. Das Erstarken der Naziideologie hatte ich in der Kindheit und frühen Jugend miterlebt, die eigentlichen Schrecken jedoch glücklicherweise nur in den Anfängen und am Rande, die furchtbaren Grauen in den Ghettos, Konzentrations-, Arbeits- und Vernichtungslagern sowie die Todesmärsche waren mir persönlich vollkommen erspart geblieben, doch meiner Großmutter, meinem Vater und anderen Mitgliedern meiner Familie leider nicht. Ich schreibe also kaum über etwas „Besonderes“ oder „selten Erlebtes“. Im Gegenteil! Es gibt aber drei Gründe, die mich jetzt doch zum Aufschreiben meiner Geschichte bewegen. Der eine ist, dass sie eben das typische Geschick eines Juden aufzeigt, der in den 1920er Jahren und in ähnlichen Verhältnissen geboren wurde. Der zweite betrifft den Umstand, dass ich erst im fortgeschrittenen Alter schreibe, was mir vielleicht eine erweiterte Perspektive auf das vor so langer Zeit Geschehene ermöglicht, allerdings wahrscheinlich auch vieles einfach vergessen lässt. Der dritte Grund ist sehr persönlich und soll den Schicksalen meines Vaters und anderer Familienmitglieder, vieler Freunde und unzähliger unbekannter Zeitgenossen ein kleines Denkmal setzen. Erinnern gegen das Vergessen – das ist alles, was ich tun kann für sie.

Meine Erzählung ist chronologisch aufgebaut und beginnt mit dem, was ich über meine Eltern und deren Familien weiß. Die Anfänge meiner Geschichte führen also in das Ende des 19. Jahrhunderts. Das Schreiben ist für mich ein neues, vielleicht letztes Abenteuer. Ich hoffe, die Leser nicht zu enttäuschen.

Zwi Nigal, Ramat Hasharon, 2002

2 DER TRUTHAHN VON RODAUN

Früheste Erinnerungen und Kindheit im Wien der 1920er Jahre

Immer, wenn er mich sieht, bläht er sich vor mir auf und jagt mich mit hochrotem Hals und Kopf laut zischend über den Hof. Ich renne wie um mein Leben vor dem aufgeplusterten Truthahn davon und stürze mich verzweifelt in die rettenden Arme meiner Mutter. Diese Truthahnszene verfolgte mich als kleines Kind bis in die Träume und sie gehört zu den allerersten und frühesten Erinnerungen überhaupt, die ich in mir finden kann. Augenblicke der tiefen Angst, Augenblicke voller Panik. Von den wirklich beängstigenden Dingen auf dieser Welt wusste ich damals noch nicht, denn ich war zwischen zwei und drei Jahre alt. Wir waren in diesem Sommer 1925 auf Urlaub in Rodaun, einem Vorort von Wien. Wir, das waren mein invalider Großvater, meine Mutter, vielleicht auch meine Großmutter, mein Vater und ich. Und außerdem war da noch „Onkel Shalom“, so nannte ich den Kibbuznik¹ aus dem damaligen Palästina, der sich in Rodaun von einer schweren Malaria erholen sollte. Das bedrohliche Truthahn-Erlebnis nahm ich als Ferienerinnerung mit. Tatsächlich hatte der Truthahn in Rodaun keinen Grund, gerade mich anzugreifen. Bis heute rühre ich kein Geflügelfleisch an und habe es auch nie wissentlich gegessen. Oder ist das eher die Folge davon?

Ich war einmal ein kleiner Junge mit großen braunen Augen, der im zweiten Bezirk von Wien, der Leopoldstadt, am 13. April 1923 als Sohn von Theodor Otto Engel und seiner Frau Jeanette geboren wurde. Mein Name war Hermann Heinz Engel². Meine Geburt geschah in einer denkbar ungünstigen Zeit. Der Erste Weltkrieg war gerade vorbei und viele Menschen lebten in Armut. Mein Vater war ein höherer Bahnbeamter. Er war zwar nicht in Wien geboren, wohnte aber schon länger als zwanzig Jahre dort. Unsere Familie gehörte nach damaligen Verhältnissen zum Mittelstand. Wir lebten bescheiden und sparsam, aber trotz der schweren Zeiten spürte ich keinen Mangel. Und wir waren Juden.

Unsere Familie war nicht besonders fromm, weder von der Seite meines Vaters noch von der meiner Mutter. Aber die wichtigsten Gesetze hielt man: Wir aßen zu Hause koscher, hatten für Pessach besonderes



Das erste Foto von Hermann Heinz Zwi Engel [Dezember 1923]

Geschirr, der Sederabend zu Pessach und Hanukkah wurden gefeiert, am Jom Kipur fasteten wir und waren fast den ganzen Tag in der Synagoge. Ebenso gingen wir an den anderen Feiertagen während der ganzen Gottesdienste in die Synagoge, sowohl am Vorabend als auch am Feiertag selbst. Jeden Freitagabend, aber auch an den Vorabenden der Feste, stellte meine Mutter die beiden schönen, silbernen Kerzenleuchter, die sie aus ihrem Elternhaus mitgebracht hatte, auf den Tisch und zündete die Schabbatkerzen an. Mein Vater ging mit mir in die nahe Synagoge in der Pazmanitengasse.



Die Synagoge („Tempel“),
die Familie Engel besuchte,
von außen ca. 1937



Eine Gedenktafel erinnert heute an die Synagoge
in der Pazmanitengasse,
Foto: Xaver Ehmer Kretschmar, 2025

Er war Vorstandsmitglied und hatte einen Sitz vorne, auf dem auch für mich Platz war. Wenn wir dann nach Hause kamen, sang er den Kiddusch, segnete damit den Wein und das Brot, und wir aßen das Nachtmahl. Es bestand aus „Gefülltem Fisch“, Rindsuppe und einer Fleischspeise. Als Nachttisch bekamen wir ein Stück Torte. Zu dem festlichen Nachtmahl jeweils an den ersten beiden Abenden des Pessachfestes hatten wir immer viele Gäste, Verwandte und Freunde meiner Eltern, und mein Vater war bekannt für sein schönes, von Gesängen begleitetes Vorlesen der Haggada, der Erzählung des Auszugs aus Ägypten. Als ich Gymnasiast wurde, ging ich an den Freitagabenden zum Jugendgottesdienst für Mittelschüler, der in der Wiener Hauptsynagoge in der Seitenstettengasse stattfand. Ja, mein Vater war ein stolzer Jude, und das spürte man. Das prägte die Feiertage in unserem Hause genauso sehr wie der von ihm gesungene Kiddusch oder die Haggadavorlesung am Pessachabend, die seine schöne Baritonstimme durch den Raum trug und die man nicht so schnell vergaß. Nein, wir waren nicht fromm, aber wir waren stolz, Juden zu sein.